

**Philosoph in technischer
Zeit – Stuttgarter Engage-
ment.**

**Interview mit Elisabeth
Walther am 28. November
2003 in Stuttgart, Teil 2**

Der zunehmende politische Druck auf die Dozenten der Universität Jena ließ Max Bense 1948 trotz seiner im April erfolgten Ernennung zum Professor mit vollem Lehrauftrag die Übersiedlung nach Westdeutschland vorbereiten. Tatsächlich war seine Situation zu diesem Zeitpunkt bereits prekär. Ursprünglich der ideologisch besonders überwachten Pädagogischen Fakultät angehörend mußte Bense seine Lehrveranstaltungen auf Anweisung des Thüringischen Ministeriums für Volksbildung vom März 1948 im Rahmen der Philosophischen Fakultät abhalten, ohne ihr tatsächlich anzugehören. Die Bemühungen von Kollegen, ihm einen Lehrstuhl für Mathematische Logik und Theorie

der exakten Wissenschaften an der weniger exponierten Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät zu verschaffen, blieben erfolglos. Im Juli 1948 verließ Bense daraufhin Jena heimlich in Richtung Boppard am Rhein. Elisabeth Walther versuchte noch vergeblich, die Wohnungseinrichtung und vor allem die zurückgelassene Bibliothek zu sichern, bevor sie selbst den Nachstellungen der Behörden weichend im Wintersemester 1948 ihr Studium an der Universität Mainz fortsetzte und schließlich 1949 Bense nach Stuttgart folgte.

((I: Im Sommersemester 1949, ein Jahr, nachdem er Jena den Rücken gekehrt hatte,

findet sich Max Bense an der Technischen Hochschule in Stuttgart wieder. War das eine bewußte Entscheidung? Vielleicht auch in Kontinuität zu „Der geistige Mensch und die Technik“, so daß er sich jetzt tatsächlich zu den Technikern begab und mit ihnen das Gespräch aufnahm?

((EW: Der Anlaß, daß er hierher kam, war – wie immer – ein Zufall. Von Jena war er zuerst nach Boppard gegangen und Vizepräsident des Rheinischen Kulturinstituts in Koblenz geworden. Woher er die Beziehung zu den Franzosen hatte? Jedenfalls muß ihn die Leiterin, eine Mademoiselle de Vessin, gekannt haben, so daß sie ihn gleich als Stell-

vertreter einstellte. Nun kannte Max Bense schon aus der Zeit vor dem Krieg Carlo Schmid, der damals Staatsrat und Professor in Tübingen war, und schrieb ihm wegen einer Stelle an einer Universität. Schmid hat mit dem Germanisten Fritz Martini Kontakt aufgenommen, ob die Technische Hochschule nicht einen Mann wie Max Bense gebrauchen könnte, und Martini hat Bense dann aufgefordert, einen Vortrag zu halten. Außerdem war Bense schon in den dreißiger Jahren Autor der Deutschen Verlagsanstalt, und als er die „Technische Existenz“ publizieren wollte, hatte er von Boppard aus mit der Deutschen Verlagsanstalt korrespondiert. Die waren ganz begeistert und haben einiges dafür getan,

daß er in Stuttgart erst ein Zimmer und später eine Wohnung bekam und haben sich auch dafür eingesetzt, daß er an der Uni Fuß fassen konnte. Martini, die Deutsche Verlagsanstalt und Carlo Schmid waren ausschlaggebend für seine Anfänge hier.

((I: Wissen Sie noch das Thema des Vortrags? Mit was versuchte man sich das Entree zu verschaffen?

((EW: „Die Haupttendenzen der modernen Naturphilosophie“, das war der Titel seines Bewerbungsvortrags.

((I: Und es gab ja noch zwei andere Kandidaten: Carl Friedrich von Weizsäcker und Pascual Jordan.

((EW: Ja, die haben alle vorgetragen, und dann wurde diskutiert, wer berufen werden sollte. Die Bedingung war: Schwabe, evangelisch und kein Nazi. Kein Nazi und evangelisch getauft war Max Bense, nur ein Schwabe war er nicht, aber in Straßburg geboren. Und da stand der theoretische Physiker Dehlinger auf und sagte: „Straßburg gehörte mal zum Herzogtum Schwaben, also ist er Schwabe, und außerdem redet er wie ein Advokat.“ Da war es geritzt.

((I: Sie haben jetzt die Entscheidung auf drei ortsspezifische Charakteristika zugespitzt, aber es könnte auch scheinen, daß die Wahl zwischen Weizsäcker, Jordan und Bense eine

Wahl zwischen drei verschiedenen Möglichkeiten von Technikphilosophie war. Oder gab es noch andere Motive, sich für Bense zu entscheiden?

((EW: Pascual Jordan hatte einen Sprachfehler. Der kam nicht so richtig an. Und Weizsäcker war sehr steif. Das wollten die Techniker auch nicht so gerne. Außerdem hatte Max Bense schon „Der geistige Mensch und die Technik“ und dann „Technische Existenz“ publiziert ...

((I: Das waren die maßgeblichen Publikationen? Also nicht etwa die „Geistesgeschichte der Mathematik“?

((EW: Das gehörte alles dazu. Die kannten das

schon. Er hatte seine Liste einreichen müssen, wie immer, und ein paar Bücher geschickt.

((I: Wenn man weiter auf die fünfziger Jahre schaut, dann bildet Max Bense neben Weizsäcker, Martin Heidegger und der Frankfurter Schule, also Adorno und Horkheimer, einen Pol unter den Philosophen, die über Technik nachgedacht haben. Hat man sich damals in diesen Koordinaten auch verortet?

((EW: Max Bense hatte Beziehungen zu Horkheimer und Adorno, besuchte sie in Frankfurt und diskutierte mit ihnen, aber nicht sehr oft. Wenn ich mich recht erinnere, vielleicht drei-, viermal. Mit Weizsäcker hatte er nur wenig Verbindung. Man hat

sich auf Kongressen getroffen, aber direkt hatte er, glaube ich, nichts mit ihm zu tun. Anders während des Krieges, als sie beide in Berlin waren, hatten sie einen kleinen Diskussionskreis, zu dem auch Scholz und Max Planck kamen.

((I: Und Martin Heidegger?

((EW: Er hat ja einiges über Martin Heidegger geschrieben und ihn auch zum Vortrag eingeladen. Heidegger wollte aber ein ganzes Semester nach Stuttgart kommen, und das konnte Max Bense nicht vermitteln. Er hat ihm dann geschrieben, für ein ganzes Semester könne er ihm leider nichts anbieten, aber für einen Vortrag im Rahmen seines Kolloquiums würde er ihn gerne einladen.

((I: In Benses Korrespondenz in Marbach [Der Nachlaß Max Benses liegt heute im Deutschen Literaturarchiv] gibt es einen längeren Brief von Heidegger, der sich mit dieser Frage beschäftigt und der Ende Dezember 1949, kurz nach Heideggers später berühmtem Bremer Vortragszyklus „Einblick in das was ist“ geschrieben ist. Dieser Brief ist sehr interessant, weil Heidegger darin seine Philosophie der letzten zwanzig Jahre noch einmal Revue passieren läßt und sich als Philosoph mit seinem Programm in einem gewissen Maße gescheitert sieht. Können Sie sich noch an den Auftritt Heideggers in Stuttgart erinnern?

((EW: Heideggers Vortrag – „Die Sprache“ – hat uns sehr amüsiert. Es war im Februar 1951, und er hat nicht in der Universität, sondern im Lesesaal der Landesbibliothek gesprochen, da die Technische Hochschule bis auf einen kleinen Bau, Keplerstraße 10, völlig kaputt war. Heidegger stellte sich also hin und sprach: „Die Sprache“. Große Pause. „Die Sprache spricht.“ Pause. „Die Sprache *spricht*.“ Große Pause. „Die *Sprache* spricht.“ Wiederum große Pause. Dann fingen wir schon alle an zu lachen.

((I: Für Sie war das konkrete Poesie?

((EW: Wir saßen alle so da, daß er unsere Gesichter nicht sah. Und dann hat er über das „Unter“, den „Schied“ und den „Unterschied“ und so weiter

gesprochen. Aber ich kann mich nur erinnern, daß wir fürchterlich aufpassen mußten, nicht laut zu lachen. Es war für uns einfach nur lächerlich. Der Krug krugt, und das Nichts nichtet, und die Sprache spricht.

((I: Das wäre die Wiederholung dessen, was Heidegger selbst in dem Brief sagt, und auch der Beleg dafür, daß sein Versuch, die Technik philosophisch einzuholen, jedenfalls an einer Technischen Hochschule, nicht gehört wurde.

((EW: Das wäre ganz unmöglich gewesen. Die Techniker hätten sich totgelacht, wenn er über das Gestell und so was gesprochen hätte.

((I: Es gab später, Mitte der fünfziger Jahre, noch einmal einen Versuch von Max Bense, Heidegger für einen Beitrag zur Kierkegaard-Ausgabe des *augenblick* zu gewinnen, und diese Bitte wurde von Heidegger relativ schroff beschieden.

((EW: Abgelehnt. Ja, ich glaube, er hatte auch bemerkt, daß wir hier seinen Ausführungen über die Sprache recht kritisch gegenüberstanden.

((I: Nun kann man ja sagen, daß sich Heidegger und Bense gerade im Verhältnis zur Sprache himmelweit unterschieden: ein stark etymologisch bestimmtes Verhältnis auf der Seite von Heidegger und ein zunehmend

technizistisches bei Max Bense. Es ist ein Sprung, aber das führt uns auf den Punkt, daß Sie nicht nur Sartre sehr früh zur Kenntnis genommen haben, sondern auch die amerikanische und die französische Kybernetik. Hollmann, der damals bereits in den USA war, hatte Bense auf Nobert Wieners *Cybernetics* hingewiesen, und in seinen Briefen deutet sich 1949/50 sogar der Plan an, das Buch zu übersetzen.

((EW: Ja, aber dieses Projekt wurde leider nicht konkretisiert. Es kann sein, daß sie sich darüber unterhalten haben, aber, soweit ich weiß, hat er mit Wiener zunächst keinen Kontakt aufgenommen.

Später hat Max Bense Wiener eingeladen, hier zu reden. Er bekam den Brief in London und schrieb zurück: „Ich komme gerne.“

((I: Das waren die zwei Vorträge von Wiener im Juli 1955 in Stuttgart und in Ulm?

((EW: Einer hier und einer in Ulm, ja.

((I: Leider sind die Briefe von Bense an Hollmann nicht überliefert, aber sicher ist, daß Hollmann Wieners Buch als das empfahl, was gerade in Amerika Schlagzeilen machte, und es wohl gleich nach Stuttgart schickte. Was sagte Bense zu Ihnen, als er *Cybernetics* in der Hand hielt?

((EW: „Ein tolles Buch! Ein tolles Buch!“ Er war sehr begeistert.

((I: Aber war das etwas, das Bense registrierend zur Kenntnis nahm? Etwa so: Da versucht jemand, auf seine Weise die Technik zu denken. Oder sagte er sich: Da will ich mit einsteigen?

((EW: Daß er das mitmachen würde, war sofort für ihn klar.

((I: Also könnte man sagen, daß die Systemstelle des wissenschaftlichen Arbeiters, die in „Der geistige Mensch und die Technik“ aufgemacht wird, an dieser Stelle durch die Kybernetik besetzt wird?

((EW: Genau, das kann man sagen.

((I: Statt Wieners Buch ist dann ein anderes Übersetzungsprojekt Wirklichkeit geworden: Louis Couffignals *Denkmaschinen* [*Les Machines à penser*, 1952, dt. in der Übersetzung von Elisabeth Walther 1955] Gab es über diese Übersetzung hinaus Verbindungen zu Couffignal beziehungsweise zum Pariser Institut Blaise Pascal? War er auch in Stuttgart?

((EW: Couffignal ist mir eigentlich nur als Autor bekannt; jedenfalls kann ich mich nicht erinnern, ihn persönlich kennengelernt zu haben. Aber es kann natürlich sein, daß ich nicht da war, als er kam.

((I: Nun ist der Anschluß an die Kybernetik zeitlich relativ eng begrenzt, und es gibt auch nicht viele Aufsätze von Bense, die sich explizit auf die Kybernetik beziehen. Vielmehr wird bald schon Shannon und die Informationstheorie sehr wichtig. Wie würden Sie das beschreiben? Die Kybernetik scheint dann doch nicht so gezündet zu haben ...

((EW: Doch, es hat gezündet, aber Max Bense war der Meinung, daß alles, was die Kybernetik betrifft, die Information voraussetzt und das, was bei Shannon und Weaver gemacht wurde, interessierte ihn plötzlich stärker als das, was Wiener in der Kybernetik vorgeschlagen hatte.

((I: Wann haben Sie denn zum ersten Mal Shannon gelesen? Wissen Sie das noch?)

((EW: Das ist alles um dieselbe Zeit gewesen. Anfang der fünfziger Jahre, vielleicht etwas später, '54, '55, '56.

((I: Und war das auch Ihr Eindruck gewesen, daß mit Shannon eine epochale Theorie zur Verfügung stand?)

((EW: Nein. Ich kann nicht sagen, daß ich damals die Informationstheorie bewußt mitgetragen habe. Als ich dann auf Peirce gestoßen bin, wurde mein Interesse an der Semiotik geweckt, und die Semiotik war für mich der Kern aller Dinge. Die Informationstheorie war damit ein Seitenzweig der Semiotik

geworden, aber das war erst Ende der fünfziger Jahre. Wieder war es ein Zufall. Wir hatten einen Studenten, einen amerikanischen Veteranen, der schon in Amerika Philosophie studiert hatte und nun, ehe er zurückging, eine deutsche Frau und einen deutschen Doktor wollte. Er hat Max Bense gefragt, ob er ihn wohl als Doktorand annähme, und Bense antwortete: „Sie kommen mir gerade recht, sie machen eine Arbeit über Peirce.“ Der gute Theodore Albert Schulz hatte keine Ahnung von Peirce, aber Bense sagte: „Fahren Sie nach Amerika, besorgen Sie die *Collected Papers*, und schreiben Sie eine Arbeit über die Ästhetik bei Peirce.“ Und dann ist Schulz nach Amerika gefahren und hat die ers-

ten Bände der *Collected Papers* besorgt, die er uns dann überlassen hat, und eine sehr schöne Dissertation über die Peircesche Ästhetik geschrieben [*Panorama der Ästhetik von Charles Sanders Peirce*, Diss. phil. Stuttgart 1961].

((I: Es hat sich eben schon angedeutet, daß die kybernetische Phase eine kurze Begeisterung war, ehe dann die Zuspitzung auf die Informationstheorie erfolgte. Könnte das damit zusammenhängen, daß die Kybernetik im Gegensatz zu der Beschreibung als Metatechnik und Metatheorie, die Bense selbst in seinem Vorwort zu Couffignals Buch gibt, letztlich ganz der Welt des Laplaceschen

Dämons angehörte? Wenn bei Couffignal am Ende die Probleme des Denkens in eine Auflistung von zu lösenden Fragen übergehen, hat man fast den Eindruck: Sind diese Fragen erst abgearbeitet, ist das Denken auch an ein Ende gekommen. Ist das ein Zug gewesen, der Max Bense an der Kybernetik gestört hat?)

((EW: Er meinte jedenfalls, mit der Informationstheorie weiterzukommen als mit der Kybernetik. Bense hatte damals viel Kontakt mit Gotthard Günther. Günther kam aus Amerika zurück, lebte in Hamburg, und wir haben ihn ein paar Mal getroffen. Als er sein Buch *Das Bewußtsein der Maschinen* [1957; 3. erw. Aufl. 2002] publizieren wollte, hat Max

Bense einen Verleger gefunden, der das Buch veröffentlichte. Aber was Gotthard Günther machte, das hat Bense auch nicht so interessiert wie das, was direkt von der Informationstheorie kam.

((I: Wenn man das Verhältnis Günther-Bense über die Jahre verfolgt, was durch die beiden Nachlässe [Der Nachlaß Gotthard Günthers liegt heute in der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz] sehr gut möglich ist, kann man feststellen, daß Günther Bense eine sehr große Verehrung entgegenbracht hat, die nicht immer in derselben Weise erwidert wurde. Es läßt sich häufig bemerken, daß es auf der Seite von Günther eine gewisse

Enttäuschung gibt und der Versuch eines Brückenbaus, am Anfang ja eines transatlantischen Brückenbaus, nicht gelingt. Deckt sich das mit Ihren Erinnerungen?)

((EW: Ich kenne leider die Briefe von Bense an Günther nicht. Eine Begegnung mit Günther gab es zu seinem achtzigsten Geburtstag in Hamburg. Max Bense hat eine Geburtstagsrede für ihn gehalten, und wir haben immer versucht, Günther davon zu überzeugen, daß er sich mit seinen Ideen von Ich, Du, Es zum Beispiel ganz in der Nähe von Peirce befände, aber das wollte er nicht hören. Ich weiß nicht, was der Grund war, daß er das zurückgewiesen hat. Im Grunde ist das, was er gemacht hat, doch sehr

von dieser Dreieinheit geprägt. Wir haben uns auch bei ihm zu Hause richtig heftig gestritten. Er war ja ein eigentümlicher Mensch. Ich kann mich an seine Wohnung erinnern. Er hatte keine Teppiche, keine Polstermöbel, keine Lampen. Er hatte nur eine einzelne Birne an der Decke hängen und war auch im Umgang ganz spartanisch. Seine Frau war ganz reizend, und ihretwegen ist er 1937 nach Italien und 1940 dann nach Amerika gegangen, denn sie war Jüdin. Er hat sich in Amerika aber nicht sehr wohlfühlt. Da er immer drei Monate ohne Arbeit war, mußte er zusätzlich als Pilot Geld verdienen. Er war Professor bei Heinz von Foerster am Department of Electrical Engineering der University of Illinois

in Urbana. Da hatte man drei Monate lang keine Verpflichtungen und kriegte auch kein Geld. Und er brauchte Geld. Also hat Günther – er war als Pilot ausgebildet – Privatflugzeuge von A nach B und von B nach C geflogen. Er war außerdem ein großer Skiläufer, auch noch, als er zurück in Hamburg war. Jeden Winter fuhr er nach Vermont oder New Hampshire zum Skilaufen. Das mußte sein. Skilaufen, Fliegen und Philosophie.

((I: Da wir gerade bei den Verkehrsmitteln sind: Für Max Bense spielte doch das Autofahren eine gewisse Rolle, wie man dem kleinen Text „Auto und Information. Das Ich, das Auto und die Technik“ (1970) entnehmen kann.

Darin erscheint das „Mensch-Maschine-Team“ zugleich als klassische, Arbeit leistende und als transklassische, informationsverarbeitende Maschine.

((EW: Er ließ sich gerne von mir fahren, saß daneben und sagte nur: „Achtung, Achtung, da kommt einer!“

((I: Insofern war er Teil des Regelkreises. Er war nicht Beifahrer. Er war Copilot.

((EW: Copilot. Genau.

((I: Und die Zeichnung dort hinten an der Wand [„Im R 4“, Bleistiftskizze von Jean Claude Picard aus dem Jahr 1983], das ist doch auch eine Autosituation?

((EW: Ja. Da sitzen wir im Renault. Der kleine R 4 war in Frankreich sehr praktisch. Wir hatten das Haus in Suzette, in der Nähe von Carpentras. Beaumes-de-Venise war unser nächster Ort, und man mußte den Müll selbst wegfahren. Einmal saß Max Bense schon im Auto, ich stieg ein, aber innen an der Frontscheibe war eine dicke Wespe, die ich erst raushaben wollte. Da habe ich die Bremse angezogen, aber nicht fest genug, so daß das Auto noch rollte, als ich ausgestiegen bin. Ich sage zu Bense: „Zieh die Bremse besser an.“ „Ja, wo ist die denn?“ Er hatte keine Ahnung. Das Auto rollte langsam den Weg runter, und er hatte Angst, es würde immer weiter rollen. Da sprang er, nein, das ist zu-

viel gesagt, da ließ er sich rausfallen wie ein Cowboy vom Pferd. Das Auto landete im Graben – neben dem Weg war ein kleiner Wassergraben – und stand da. Zwei Weinbauern aus dem Ort hatten das bemerkt, kamen gleich herangelaufen und haben es zu zweit wieder hochgeholt. Es war ja nicht schwer, das Autochen. Und Bense schrie: „Ich bin verletzt, ich bin verletzt. Mir tut alles weh. Meine Schulter ist gebrochen.“ Es war nichts. Gar nichts. Aber er war völlig entsetzt. Er wußte nicht, wo die Bremse ist. Er hatte keine Ahnung.

((I: Ein reiner Theoretiker der Maschine.

((EW: Nur Theoretiker. Er hat ja auch keinen Computer angefaßt ...

((I: ... und sich auch dem Programmieren entschieden verweigert?

((EW: Die Programmiersprachen haben ihn sehr interessiert. Computer anzufassen und selbst zu programmieren, nein.

((I: Bense schrieb also immer Schreibmaschine?

((EW: Mit zwei, drei Fingern sehr schnell. Tipp, tipp, tipp. Er hatte eine kleine Reiseschreibmaschine. Olivetti Lettera 22 hieß sie, ein Modell der fünfziger Jahre. Alle frühen Manuskripte sind mit der Olivetti geschrieben. So eine feine kleine Schrift, eine Perlschrift.

((I: Und die Reiseschreibmaschine reiste auch? Nahm man sie auf Reisen mit?

((EW: Die reiste auch. Später, als die Olivetti kaputt ging, hatte er dann eine Olympia. Sie steht noch unten im Keller. Aber die Olivetti hat er sehr geliebt; in „Rom-Genua“ [augenblick, Jg. 2, H. 1, 1956, S. 7] findet sich eine kleine Passage über sie.

((I: Kehren wir noch einmal zurück in das Jahr 1951. Wir hatten schon den Auftritt von Martin Heidegger erwähnt, der eine lange Reihe von Vorträgen in Benses Kolloquium durch die ganzen fünfziger und sechziger Jahre hindurch eröffnete.

((EW: Dazu kann ich gleich etwas ergänzen, denn als Bense hier ankam, hatte er vor allem Kontakt mit den Physikern und Mathematikern. Die Fakultät hieß „Naturwissenschaften und Bildungsfächer“ und mit den Naturwissenschaftlern hat er sofort ein gemeinsames Kolloquium gemacht. Da sollten die Hiesigen vortragen, es wurden aber auch Leute wie Hans Reichenbach eingeladen. Das war ein sehr schöner Vortrag. Später hat Bense mit Martini auch ein Ästhetik-Kolloquium gegründet. Da wurden wieder andere Wissenschaftler eingeladen. Er hat immer versucht, nicht nur das zu machen, was zu seiner eigenen Institution gehörte, sondern von außen alle möglichen Leute heranzuziehen, um den

Studenten nahezubringen, wer wo was sonst noch macht.

((I: Sie haben eben den Wissenschaftstheoretiker Reichenbach erwähnt; andererseits reichte das Spektrum der Einladungen bis zu Natalie Sarraute oder auch Francis Ponge. Verteilte sich das auf verschiedene Kreise, so daß man zu Reichenbach die Physiker einlud und zu Natalie Sarraute die Literaturwissenschaftler?

((EW: Sarraute gehörte in den Arbeitskreis „Geistiges Frankreich“, den wir ja, ich weiß nicht, acht, neun Jahre, geführt haben. Da kamen die Literaten zu Wort, während Reichenbach, Gotthard



Günther oder Wilhelm Fucks aus Aachen, und wer alles hier gesprochen hat, ins naturwissenschaftliche Kolloquium kamen.

((I: Und gab es Überschneidungen zwischen dem Publikum dort und dem Publikum, das zu Sarraute kam?

((EW: Viele Studenten gingen dahin und dorthin. Ja.

((I: Das war noch einmal das Nachkriegserlebnis, von dem Sie gesprochen haben. Aber aus welchen Energien speiste sich diese Aktivität auf seiten Benses? Stand dahinter das einfache Prinzip des Philosophen,

ein Kolloquium, einen Ort zum Reden zu schaffen?

((EW: Die Energie steckte in den Personen, die eingeladen haben, oder in denen, die zu uns kamen. Jede Person ist ein Energiezentrum. Francis Ponge kam sehr gerne nach Stuttgart. Natalie Sarraute haben wir dagegen erst überzeugen müssen, daß sie hier nichts zu befürchten hatte. Sie ist ja Jüdin gewesen und hatte fürchterliche Angst, weil sie sich mit ihren drei Töchtern während des Krieges in der freien Zone verstecken mußte, in einem Kinderheim, wo sie als Lehrerin aktiv war und die Kinder mußten Tante zu ihr sagen oder Mademoiselle, damit nur niemand merkte, daß sie zusammengehörten,

denn dort gab es häufig Kontrollen durch die SS. Wir haben sie richtig überzeugen müssen, in Stuttgart würde sie nichts Schlimmes erleben, und die Studenten würden nicht mit „Heil Hitler“ grüßen. Und dann kam sie und war sehr zufrieden.

((I: Sie hatten schon erwähnt, daß nicht nur die Leute versammelt werden sollten, mit denen man im engeren Kontakt stand, man lud vielmehr jeden ein, den man für interessant hielt, zum Beispiel Günther Anders. Es gab aber auch die Einladungen an Abraham Moles, an Norbert Wiener oder Gotthard Günther, also an Leute, die einen Teil des Arbeitsgefüges am Lehrstuhl bildeten.

((EW: Auch der Logiker Irving Copi kam hierher.

((I: Wie muß man sich das vorstellen? Kam man mit den Gästen im engeren Kreis zusammen oder fand zunächst ein großer Vortrag statt?

((EW: Es kam auf den Ort an. Entweder haben wir ins Kolloquium eingeladen oder ins Institut, und wenn sie im Institut redeten, hatten sie natürlich einen kleineren Kreis von vielleicht fünfzig bis achtzig Personen, wenn sie im großen Kolloquium redeten, hatten sie vielleicht zweihundertfünfzig Studenten und auch Kollegen.

((I: Benses Vorlesungen galten ja weit über die geisteswissenschaftliche Abteilung

hinaus als Ereignisse, die man nicht verpassen durfte. Hatte diese Fähigkeit, ein Publikum zu fesseln, vielleicht auch damit etwas zu tun, daß er selbst umgekehrt wollte, daß die Leute zu ihm sprachen, daß sie da waren.

((EW: Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht, aber das ist sicher richtig, daß er die Leute, die er schätzte, auch gerne hörte.

((I: Andererseits war Bense ein sehr produktiver Schreiber. Seine Bibliographie umfaßt weit über tausend Titel, und man fragt sich, wie er dieses Pensum geschafft hat.

((EW: Ich kann nur sagen, er schrieb hier, er schrieb während des Essens, er schrieb im Flugzeug,

er schrieb im Zug. Er notierte während der Autofahrten nach Frankreich. Er hatte immer diese kleinen Blöckchen und notierte seine Ideen, kam nach Hause und tippte das auf der Schreibmaschine. Wie er das geschafft hat, ist mir selber oft rätselhaft gewesen. Wir waren unterwegs, und er hatte schon wieder einen Aufsatz konzipiert oder ein Buch oder eine Zeitschrift. Es war wirklich ein Feuerwerk.

((I: Und zu diesem Feuerwerk gehörten natürlich auch die Übersetzungen, die er in die Wege leitete. Vielleicht könnte man sogar sagen, daß diese Übersetzungen das Gegenstück zu den Einladungen bildeten. Auch mit ihnen schuf man – wie mit den Kolloquien – dem aus-

wärtigen Schreiben und Denken eine Plattform.

((EW: Das hat Bense auch schon vor dem Krieg beabsichtigt. Er wollte immer mit der Welt verbunden sein, und der Krieg war für ihn eine schreckliche Phase, wo er von allem abgeschnitten war.

((I: Ging es aber bei der Fruchtbarkeit des ‚Unternehmens Bense‘ nicht auch darum, ein Profil zu bilden, Einfluß zu gewinnen?

((EW: Nein, darum ging es nie. Vielleicht fühlte er sich hier in Stuttgart als Mittelpunkt. Das war er ja auch. Aber er wollte sich damit nicht positionieren. Er sagte immer, auf meinem Grabstein soll mal

stehen: „Er war in nichts. Ich bin in nichts gewesen.“

((I: Andererseits hatte Bense einen sehr positiven Begriff des Engagements, und sein Denken ist ein höchst engagiertes Denken; ein Denken, das Folgen haben wollte. Mit diesem Stichwort Engagement läßt sich genauso seine Gastprofessur an der Hochschule für Gestaltung in Ulm fassen. Von der Seite der Philosophie und Wissenschaftstheorie findet hier ein Übergang statt auf die Seite der Praxis, der Ausbildung zum Design. Und in Deutschland ist die Geschichte des Designs, vom Werkbund angefangen über das Bauhaus

bis hin eben zur Hochschule für Gestaltung, immer mit sozialen Reformprojekten verbunden, also immer auch Geschichte eines Engagements in sehr umfassendem Sinne gewesen.

((EW: Das kann man so ausdrücken. Inge Scholl hatte Bense zu Vorträgen an die Volkshochschule eingeladen, damals war sie noch an der Volkshochschule, war aber im Begriff, die HfG zu gründen. Sie hatte Kontakt mit Max Bill aufgenommen, der wahrscheinlich schon etwas von Max Bense kannte, denn sie waren sofort ein Herz und eine Seele. Max Bense hat sich vor allem dafür interessiert, daß da eine moderne Ästhetik möglich werden könnte, und diese moderne Ästhetik, die er in der Kunst von Max

Bill vor sich hatte, wurde noch gestützt durch Eugen Gomringer mit der konkreten Poesie, und von Gomringer ging die Verbindung wieder nach Brasilien zu den dortigen Architekten und Designern. Das heißt, es ist alles irgendwie verwoben. Man kann es kaum noch richtig auseinandertrennen. In Ulm hat Bense natürlich Vorlesungen gehalten: Einführung in die Philosophie, Informationstheorie, Informationsästhetik, alles mögliche. Leider ist aus der Gründung der Informationsabteilung nicht viel geworden. Er hätte gerne Arno Schmidt als Dozenten geholt, aber der hat sich mit Max Bill nicht verstanden.

((I: In den Nachlaßpapieren fallen noch zwei andere Namen, nämlich Martin Walser

und Hans Magnus Enzensberger. Man wollte also junge Männer gewinnen, die etwas versprachen – Arno Schmidt war zwar nicht mehr ganz jung, aber als Schriftsteller gerade erst geboren. Das läßt darauf schließen, daß Bense das Ulmer Projekt mit sehr großem Ernst betrachtet hat; als Versuch, gerade auch das Schreiben von literarischen Texten zum Leitfaden für die gestalterische Arbeit zu machen.

((EW: Er war der Meinung, daß man Design nicht so eng fassen durfte, daß man nur Möbel und Geräte herstellt, sondern daß man diese Dinge auch vermitteln muß, und die Vermittlung von Design geht über Information. Design war für ihn eine

Anwendung seiner sprachlich-literarischen Vorstellungen. Designer sollten sich über ihre Dinge auch äußern können, und wenn sie sich äußerten, sollten sie schreiben können, und die Informationsabteilung sollte dafür da sein, daß sie diese Dinge lernten.

((I: War der Versuch mit der Informationsabteilung an der HfG umgekehrt ein Ausweg aus der Situation, daß Bense als Philosoph an einer Technischen Hochschule mit seinen Ideen eher am Rand stand, kaum Schüler hatte und kein eigenes Curriculum installieren konnte?

((EW: Das hat man mich schon verschiedentlich gefragt. Max Bense war niemand, der einen strikten Plan hatte, hier wird das und das gemacht und sonst

nichts. Er war der Meinung, Philosophie ist das Gebiet, das sowohl für die Naturwissenschaften als auch für die Geisteswissenschaften einen Überbau darstellt. Also muß man das, was man macht, für alle möglichen Fälle abstrakt darstellen. Seine Einführungen in die Philosophie waren immer so, daß gerade dieser Punkt herauskam. Eine Schulbildung wie sie vielleicht Heidegger, Gadamer oder auch Adorno betrieben, hatte er nicht im Sinn.

((I: Es war kein Versuch, ein zweites Standbein zu gewinnen?

((EW: Nein. Ihn hat nur die Anwendung seiner ästhetischen Theorien in der Praxis interessiert. Das war die Hauptanziehungskraft von Ulm.

((I: Insofern ist es kein Wunder, daß immer, wenn das Wort „Stuttgarter Schule“ fällt in Texten oder bei Beteiligten, es gleich in Anführungszeichen gesetzt wird. Es gibt offenbar eine große Unsicherheit, ob es so etwas wie eine Stuttgarter Schule überhaupt gegeben hat.

((EW: Das Wort „Schule“ stammte nicht von ihm. Max Bense hat nur gesagt: Wir sind eine Institution, die offen ist für alle Fragen, die wir bis jetzt hier erörtert haben, und das charakterisiert uns: Ästhetik, Logik, Wissenschaftstheorie, aber auch Literatur, Physik, Mathematik. Die „Stuttgarter Schule“ ist von den jungen Künstlern, Literaten und Malern

und so weiter zu eng aufgefaßt worden. Die meinten, wenn sie irgendwo wohnten und mit Max Bense Kontakt suchten, dann gehörten sie zur Stuttgarter Schule, aber eine Schule als philosophische Richtung war das hier nie.

((I: Man würde fast sagen, es war eine Schule, deren Protagonist den Begriff der Schule stets durchzustreichen suchte, der sich weigerte, Schüler zu haben. Zwar mit der Rede anstecken ...

((EW: Anregungen, Anregungen, Anregungen.

((I: ... aber keine Schüler, die hörig werden.

((EW: Nein. Überhaupt nicht. Aber daß die Nachfolge nicht klappte, dieses Kaputtmachen des

Instituts, das hat der Württembergische Staat mit Bedacht betrieben. Ein Lehrstuhl mußte weg. Also der Bense-Lehrstuhl, obwohl die Architekten, die Ingenieure, die Naturwissenschaftler und auch die Geisteswissenschaftler keine Vorlesungen mehr hatten in Wissenschaftstheorie, Erkenntnistheorie, Ontologie. Alles fiel weg. Alles. Zwanzig Jahre lang.

((I: Springen wir noch einmal zurück in die Ulmer Zeit. Da taucht ein Wort auf, das bis dahin nicht zum Vokabular von Max Bense gehört hat, das Wort ‚machen‘, das zwischen Technik und Kunst als Relais fungiert.

((EW: Aber das ist schon sehr alt bei Bense. Er war ein großer Anhänger von Descartes, und im

Zusammenhang mit Descartes ist Ihnen wahrscheinlich der Name Mersenne geläufig. Bei Mersenne gibt es ein Wort, das Max Bense immer zitierte, auch ganz früh schon in den Vorlesungen in den fünfziger Jahren: „Comprendre, c'est fabriquer.“

((I: Aber es ist eine Formel, die in den fünfziger Jahren auftaucht, als es gilt, die Technik in ihrer ganzen Mächtigkeit zu denken. In dem Aufsatz „Kunst in künstlicher Welt“, der 1956 in *Werk und Zeit* erschienen ist und als Kommentar zu seinem Interesse an der HFG gelesen werden kann, wird im Begriff des Machens das Ästhetische und das Technische zusammengepackt und in ein sehr schönes

Bild gebracht. Bense schreibt dort, daß „die ontologische Leistung der Technik wie auch der Kunst nicht nur in einer Weltvermehrung, sondern auch in einer Weltveränderung besteht“.

((EW: Veränderung, Präzisierung, Perfektionierung. Das sind alles Begriffe, die damit zusammenhängen.

((I: Das, was man dem technischen Machen sofort zubilligen würde, der Eingriff in die Lebensverhältnisse, wird hier auf die Kunst ausgedehnt. Das ist ein sehr spezifischer Begriff, der die Kunst noch einmal im avantgardistischen Sinne als ein Engagiertsein, als ein

Verändern, als ein Überschreiten des gegebenen Lebens- und Denkhorizonts definiert. Die Kunst, so schreibt es Bense dort, hat nicht mehr an die Gefühle zu appellieren, sondern an das Denken, sie ist ein Teil des Denkens geworden.

((EW: Sagen Sie besser nicht Denken. Sagen Sie Bewußtsein, denn das Bewußtsein ist nicht nur Denken, sondern ist auch Empfinden, ist Fühlen und Machen.

((I: Die andere Seite dieses Begriffs von Kunst als Intervention ist die Aufwertung der Ästhetik. In „Kunst in künstlicher Welt“ wird die Ästhetik als Leitwissenschaft eingesetzt,

die weit über ihr angestammtes Terrain hinaus als Metaphysikersatz „zur eigentlichen Grundlage der spirituellen und vitalen Weltbewältigung“ aufrückt.

((EW: Max Bense war ein großer Anhänger von Kierkegaard, und ohne Ästhetik ist Kierkegaard nicht zu denken. Was er an Ideen von Ästhetik hatte, geht zunächst von Kierkegaard und von Nietzsche aus. Schon sehr früh war ihm klar: Wenn Ästhetik etwas mit Form oder Ordnung zu tun hat, dann kann das auch mit Mathematik beschrieben werden. Strukturen sind mathematisch beschreibbar.

((I: Wie ist das aufgegriffen worden? Ästhetik scheint im allgemeinen ein recht weicher

Begriff zu sein, wird hier aber strategisch ins Spiel gebracht, um die großen Fragen der fünfziger Jahre zu denken. Wenn wir die Welt in ihren technischen Dimensionen bewältigen wollen, müssen wir sie ästhetisch denken.

((EW: Die Ästhetik, wie Bense sie ins Spiel bringt, ist das Ordnungsprinzip par excellence. Die Ästhetik ist nicht Gefühl oder dies oder jenes, sondern Ästhetik ist Ordnung, und Ordnung ist wiederum mit Mathematik beschreibbar. Also ist die Ästhetik als Strukturierung der Welt sowohl für Technik als auch für Architektur, Literatur usw. wichtig, für alles, was überhaupt gestaltet wird. Wann immer wir etwas aus dem Chaos der Welt oder Chaos des

Vorhandenen nehmen und neu zusammenfügen, brauchen wir eine ästhetische Grundlage. Ästhetik war für Bense etwas anderes als Chaos. Kosmos und Chaos hat er immer gegenübergestellt. Kosmos ist die Ordnung. Chaos ist das, was möglicherweise vorhanden ist, um Ordnungen zu schaffen.

((I: Aber ist das nicht eine Überlastung der Ästhetik, wenn man sie zur Ordnungs- und lebensweltlichen Orientierungswissenschaft erklärt? Ist das denn aufgegriffen worden?

((EW: Die Maler, mit denen man in den vielen Ausstellungen zu tun hatte, die Bense in der „Studiengalerie“ [Die „Studiengalerie“ wurde 1957 von Max Bense im Rahmen des Studium Generale

an der TH Stuttgart gegründet und präsentierte zeitgenössische Kunst und Literatur] gemacht hat, haben sehr gut begriffen, daß das, was sie machen, immer neue Ordnungen sind. Alles, was dargestellt wird, alles, was gestaltet wird, ist ja, wenn es neu ist, und das Wort der Originalität kommt immer dazu, etwas, was man aus einer Masse vorhandener Strukturen machen muß. Deswegen hat Bense Beuys so angegriffen; Beuys, der meinte, alles, was man so hinlegt, das ist schon ästhetisch. Das eben nicht. Er sagt, das muß bewußt gemacht werden. Es muß gemacht werden.

((I: Sie haben jetzt den Aspekt der Ordnung, der Struktur betont, aber gleichzeitig ist die

Bensesche Ästhetik eng mit dem Begriff der Kontingenz verbunden. Macht nicht gerade das Ineinander von Ordnung und Kontingenz, von Gemachtem und Zufälligem, Benses Begriff der Ästhetik aus? Das heißt: Indem sich die Ästhetik mit Shannons Informationstheorie verbindet, beschreibt sie die Welt als einen Möglichkeitsraum, innerhalb dessen Ordnungen oder Strukturen durch Selektionen entstehen, die mehr oder weniger wahrscheinlich, nie aber vollständig determiniert sind.

((EW: Ja. Die Selektion ist sehr wichtig, weil ohne Selektion überhaupt nichts hergestellt werden

kann. Man muß erst einmal aus der Welt oder aus der vorhandenen Kunst auswählen, ohne zu imitieren. Die Imitation ist ausgeschlossen, und die Reproduktion hat mit der Produktion auch nichts zu tun. Das Werk ist das Wichtige, nicht die Vervielfältigung.

((I: Geht es dann auch in der Rezeption des Kunstwerks vor allem darum, den ihm vorausgehenden Selektionsprozeß nachzuvollziehen und damit die nicht realisierten Möglichkeiten wieder ins Spiel zu bringen?

((EW: Wenn Sie von einem Werk sprechen, dann gibt es natürlich zu diesem einen Werk unendlich viele andere Werke. Aber damit sich ein Werk vom anderen unterscheiden läßt, muß es spezifische

